



# "I'm my own Walkman"

## Bobby McFerrin im Mannheimer Capitol

Wenn der achtjährige H. seinen neuen Walkman übergestülpt hat und sich Nena reinzieht, wirkt er merkwürdig gefesselt. Er wippt zwar mit, aber das Ding auf seinem Kopf scheint ihn irgendwie in seinen Bewegungen zu hemmen. Er muß ständig aufpassen, daß der Walkman nicht seinen Kopf verliert. Die Hemmung ist Teil der Bewegung, die Konzentration auf sich selbst verflüchtigt sich in die Besinnung auf den Apparat. Greift er sich dagegen das Mikrophon aus dem Regal und imitiert laut schreiend einen Rocksänger, windet sich, hüpf, rudert mit den Armen, lacht zwischendurch, dann gehört er sich selbst, das Mikrophon wird zum letztlich unwichtigen Symbol von Musik. Er bewegt sich wie er will oder wie er es im Fernsehen gesehen hat.

Was ist das Gegenteil von einem Walkman? A man who walks. Bobby McFerrin, Vokal-Solist, steht allein auf der großen Bühne des Mannheimer „Capitol“; seine Utensilien: ein Stuhl und ein Mikrophon auf Stativ. Während das Publikum noch klatscht, konzentriert er sich auf den nächsten Versuch - wie etwa ein Hochspringer vor seinem ersten Sprung über 2,40 Meter. Die Lippen bewegen sich unhörbar, man sieht den Rhythmus, dann tritt er vor das Mikrophon und beginnt: *I'm my own walkman, ah, ah tschickidicki, ah, ah, ah, ah / I'm my own walkman, ah, ah, Cschu, tschu, ah, ah, ah, at / Bebop bibabababo do-dodududo / didadidi dadudodudodo-da / Say what? ah, ah, ah, ah, tschicki dudu, ah, ah, ah, ah / Say what? ah, ah, ah, ah, tschaka, ah, ah, ah, ah. / When you're walkin' down the street, ah, ah, tschaka, ah, ah, ah, ah / und you got your walkman, ah, ah, und you walkin' to the beat, ah, ah / You know, ah, ah, ah, ah, what I prefer, ah, ah, is to do it yourself ah, ah, ah, tschickidick, ah, ah, ah, ah / I'm my own walkman.*

Die Besinnung auf sich selbst ist das, was bei allen Show- und Humoreinlagen die Auftritte von Bobby McFerrin so außerordentlich lebendig und zugleich anstrengend macht. Da muß man zuhören können, auch Stille ertragen, mitsingen, wenn er mitten in einem Song 16 Takte im Metrum nur einfach schweigt. Denn das gehört auch zur Musik, zu einem, der sich selbst als Walkman begreift und in seinem Song das Unwesen der Walkman-Verblödung ironisch angreift. Hat man je erlebt, daß sich einer so ein Ding über den Kopf geschnallt hat, um Stille zu hören, oder Musik, die nicht nur einfach berieselt, sondern zum genauen Zuhören zwingt? Say what?

Im Mannheimer „Capitol“ hat McFerrin sein Publikum gezwungen, aufmerksam hinzusehen und hinzuhören. Denn ansonsten hätte man die Hälfte verpaßt. Wie er da steht oder sitzt, die eine Hand auf den oberen Brustkorb perkussiv schlägt, mit der anderen auf den Stuhl klopft, dabei mit einem Fuß ganz sachte treibend nach vorne stampft; seine Stimme wechselt vom tiefen Baß-Ostinato des dudu / dudu / dudu / dudu in die hohen Lagen der Kopfstimme, die Grundmelodie angehend, und zwischendrin die Zisch- und Platzlaute als perkussive Unterstreichung. Da ist immer etwas in Bewegung, nein nicht nur etwas, sondern der ganze Kerl als konzentriertes Bündel Musik.

Das ist nicht nur Freude und Spaß, es ist auch Schwerstarbeit. McFerrins Auftritte muten an wie Momente der Befreiung, der Sammlung eines in sich völlig ruhenden Subjekts. Da ist nichts Gehetztes, er wartet auf sich und das Publikum, das manchmal zu stürmisch, zu früh einen Song, eine Improvisation mit Beifall unterbricht; dann hebt er kaum merklich die Hand und sagt: „It's tricky, this song.“ Und singt weiter.



Mitten in eine Improvisation quietscht eine Tür, McFerrin nimmt diesen Laut blitzschnell in seinen Vortrag auf, zitiert ihn, läßt ihn fallen. Mit seinem Publikum geht McFerrin geduldig, liebevoll-humorig um. Kein hastiges Yeah-Yeah-Animiergerufe wie sonst üblich, sondern abwarten und hinhören. Als Alleinunterhalter ist er mehr als andere auf die Konzentration und Beteiligung seiner Zuhörer angewiesen. Und so läßt Walkman McFerrin seine Gemeinde in die schwersten Jazzphrasierungen mitmarschieren, bis die Fans kapitulieren, denn er ist immer noch der Meister. Das wirkt nicht etwa herablassend, es ist ein Spiel, es ist spielerisch.

Sein Repertoire hat sich seit seinen letzten Deutschland-Auftritten verbreitert. Aber nicht in mehr Liedern, sondern in Richtung variabler Klangmuster und Musikstrukturen. Etwa wenn er in einem Stück die Geräusche eines zu langsam oder rückwärts laufenden Tonbands täuschend echt imitiert oder einen alten schwarzen Blues-Sänger persifliert, dessen Stimme aus einem Faß zu kommen scheint. Am besten hat mir ein Song gefallen, in dem er die sonst im Jazz üblichen Breaks als Sprech-Dialog eines zerstrittenen Paares im Ghetto-Slang ausfüllt. Er beginnt auf dem Stuhl sitzend zu singen, beim Break springt er auf und beschimpft seinen vermeintlichen Dialogpartner wild gestikulierend 16 Takte, und bei der nächsten Eins flitzt er wieder zu seinem Stuhl und singt weiter. Und so fort.

Mehrere Zugaben mußte McFerrin an diesem Abend gewähren. Beim Hinausgehen denke ich, das einzig Bedenkliche an seiner Performance könnte sein, daß sich in den nächsten Tagen einige seinen Walk per Walkman in die Köpfe hämmern.

Communale März 1985